

Die Neue Welt

Nr. 13

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1898

Aus dem Gerichtssaale.

Von Georg Schaumberg.

Ein Jahr Gefängniß lautet das Verdikt. —
Vergebens hat der junge Praktikant
Sein oratorisches Talent verwandt,
Und was von zwölf Semestern ihm geblieben,
Was im Kolleg er fleißig nachgeschrieben,
Umsonst hat mit Zitaten er's gespielt,
Denn die Vertheidigung ist ihm mißglückt. —
Ein Jahr Gefängniß lautet das Verdikt.
Denn also muß nach heil'gen Paragraphen
Man ohne Rücksicht den Verbrecher strafen,
Der — hört, wie ruchlos! — jüngst ein Exemplar
Von einem Werke, das verboten war,
In einer Wirthschaft öffentlich gelesen:
Doch nicht allein, denn — hochverräth'risch Wesen! —
Sechs Andre haben auf das Werk geblickt —
Ein Jahr Gefängniß lautet das Verdikt. —
Der Staatsanwalt nimmt noch einmal das Wort:
„Ja, meine Herrn!“ (er meint die Männer dort,
Die, schmunzelnd reibend ihres Bauches Falten,

Verdauungsfördernde Siesta halten)
„Ja, meine Herrn! es schwillt der laute Chor
Der Unzufriednen mächtiger empor.
Der Geist des Aufruhrs herrscht in unserer Jugend,
Sie höhnen schon Gesetze, Sitte, Tugend —“
Hazi! „Profit!“ Ein lautes Niesen hört
Man da im Publikum, doch ungestört
Fährt fort der Sprecher: „mit dem kocksten Spott,
Die Meisten glauben nicht einmal an Gott!
Doch, wenn sie an des Reiches Vesten wühlen,
Dann lassen wir sie die ganze Strenge fühlen.
Wir fürchten Gott und“ — hazi! noch einmal
Tönt dieses laute Niesen durch den Saal. —
„Drum ohne Nachsicht jeden Spruch gefällt,
Wir wollen warten, wer den Sieg behält.“
Der Angeklagte kraut den Bart sich stumm,
Mustert Geschworne, Richter, Publikum.
Dann ballt er seine Hand, die schwielenharte,
Und murmelt leis: „Ich warte!“

Im Zwischendeck.

Memoiren eines Auswanderers. Von Johannes Gausle.

VIII.

(Schluß.) Die Neue Welt.

Es war zehn Uhr, als wir den Dampfer verlassen durften. Die Besichtigung der Zwischendecker seitens der Einwanderungskommission vollzog sich mit derselben Schnelligkeit, die uns schon bei der sanitären Untersuchung in Erstaunen gesetzt hatte. Von der Einwanderung wurden nur zwei unserer „Schlowaken“ unter großem Geheul ausgeschlossen, weil sie eine Bestimmung der Einwanderergesetze nicht erfüllten. Nun ging es ans Land. In dichten Kolonnen stürmten die Zwischendecker die Anlegestelle hinunter, einige Leute wurden überannt, die Menge geberdete sich wie unsinnig. Es wäre vielleicht ein Unglück geschehen, hätten nicht einige Schiffsbeamte und Matrosen die nachdrängende Masse gewaltig zurückgehalten und so lange die

Barriere geschlossen, bis sich eine Kolonne zerstreut hatte. Das Bewußtsein, nun den Boden der Neuen Welt betreten zu dürfen, übte eine geradezu fascinirende Wirkung auf die Einwanderer aus; ältere Leute, die stumpfsinnig die Fahrt erduldet hatten, und selbst unsere trägen „Schlowaken“ wurden wieder lebhaft, als sie den festen Boden unter den Füßen fühlten. Nun winkte ihnen ein neues Leben, sie fühlten sich plötzlich als Herren ihrer Kraft, kein Gutsherr, kein Fabrikpasha durfte mehr die Geißel über ihrem Rücken schwingen, hier in der Neuen Welt sollte ihnen der Boden gehören, den sie bearbeiteten, und die Früchte ihrer Arbeit brachten sie mit keinem Anderen zu theilen. Diese Ansicht gab ihnen einen unbezwinglichen Muth und einen unerchütterlichen Glauben an ihre Zukunft, ohne den sie in dem rücksichtslosen Kampfe ums Dasein in der Neuen Welt bald erlegen wären. Dieses Unabhängigkeitsgefühl hat ihre Muskeln gestählt und ihren Geist geschärft. Mit Bewunderung blicken wir auf die außerordentlichen Leistungen der Pioniere des fernen Westens, die in zäher Ausdauer der ungezügeltsten Natur ein

Stück Land nach dem anderen abgerungen haben. Die mit Erfolg gekrönte Arbeit läßt den Greis wieder zum Jüngling erstarren, dem Verzweifelten giebt sie Muth und Energie zurück, den Unglücklichen erfüllt sie mit neuer Lebensfreude. Hierin liegt der geheimnißvolle Reiz, den die Neue Welt auf Alt und Jung seit Generationen ausgeübt hat. Man begreift nun, daß die Einwanderer, voran die Deutschen, mit einem Enthusiasmus für die Sache der Union gekämpft haben, zu dem sie in der Heimath, durch die Ungunst der Verhältnisse verkümmert, sich nicht mehr haben emporheben können. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß dann die Erinnerungen an die Heimath oft vollständig in ihnen verblasen, daß selbst die Muttersprache einem fremden Idiom weicht, und in der zweiten Generation sich bereits ein neuer Typus entwickelt hat: der Amerikaner. Was man in der Nationalisirung fremdsprachlicher Gebiete in Deutschland mit Mitteln der Gewalt vergeblich erstrebt, vollzieht sich hier unter dem Schutze des freien Selbstbestimmungsrechtes ganz von selbst. Die Menschen, die aus dem Zwischendeck heraus-

stürmten, gehörten schon, ohne daß es ihnen recht zum Bewußtsein gelangte, mit allen Fasern der Neuen Welt an, nichts verband sie mehr mit der Heimath, nichts mehr mit den eigenen Landsleuten, mit denen sie die Ueberfahrt gemeinsam angetreten hatten. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß, sobald die Pforten des Zwischendecks sich öffnen, alle Beziehungen der Menschen zueinander gelöst sind. Die Reisebekanntschaften sind meistens nur von kurzer Dauer, sie entwickeln sich schnell, aber sie enden auch mit dem Betreten des Festlandes. Dann und wann ein kurzes „Adieu“, mitunter auch ein gleichgültiger Händedruck: „Laß Dir's gut gehen!“ — „Danke, gleichfalls,“ und man stürmt davon. — In diesem Chaos hoffte ich auch meines treuen Begleiters ledig zu werden, aber seine Freundschaftsgefühle für mich wurzelten tiefer. Während ich noch vergeblich nach meinem Freunde anschaute, faßte der Cowboy mich vertraulich unter den Arm, als wenn er meine schwarzen Gedanken errathen hätte. Was blieb mir nun weiter übrig, als mich seiner Führung anzuvertrauen! Nach einer kurzen Zollrevision gaben wir unser geringes Handgepäck bei der nächsten Expedition auf. Dann ging es hinüber nach New-York, das die ganze Fläche der Insel Manhattan Island mit seinem gewaltigen Häusermeer überzogen hat. Der majestätische Eindruck, den die Metropole der Neuen Welt auf jeden Einwanderer macht, schwächt sich gewaltig ab, sobald man die Straßen der unteren Stadt betritt. Hier tritt der amerikanische Strömungsgeist auf das Aufdringlichste in die Erscheinung. Längs der Uferstraße ziehen sich die großen Waarenspeicher und Verkaufsstände aller Art entlang, Gemüse und Früchte, Spezereien und Fleischwaren werden hier aufgestapelt, um dann den Weg in die Läden der Kleinkrämer zu nehmen. Der Aufenthalt ist, namentlich an warmen Tagen, in diesem Stadtheil, der Vorrathskammer von New-York, gerade kein sehr anziehender, die Straßen starren von Schmutz, die Luft ist stets von den Verwesungsgerüchen der Fleisch- und Gemüseabfälle geschwängert, dazu muß man einen betäubenden Lärm über sich ergehen lassen, über das holperige Pflaster rasselnd hochbepackte Frachtwagen, vom Hafen her vernimmt man das Getöse der Maschinen, hierem mischen sich die gellenden Schreie der Ausrufer und die maritimalen Flüche der Fuhrleute. Man ist froh, wenn man sich durch diese Gegend hindurch gearbeitet hat. Endlich gelangten wir zum Battay Park, der die südliche Spitze von Manhattan Island einnimmt. Von hier aus genießt man einen wunderbaren Fernblick über die Hafenanlage. Gegenüber auf einer kleinen Insel, um das Gesicht zuwenden, steht die Freiheitsstatue, im Hintergrunde schließt Staten Island, die stolz aufstrebende Insel, das wunderbare Panorama ab; drüben, jenseits des Castrivers, begrenzt die Kirchenstadt Brooklyn, von einem Gürtel von Schiffen eingerahmt, die Hafenanlage, und aus der Wasserfläche, die von großen und kleinen Fahrzeugen besetzt wird, erheben sich mehrere, theilweise befestigte Inseln, die wie schwimmende Kastelle erscheinen. Lange konnte ich mich nicht dieser abwechslungsreichen Szenerie erfreuen, denn mein Cowboy drängte weiter, da er mir noch die interessantesten Straßen und Punkte von New-York zeigen wollte. Wir steuerten in nördlicher Richtung auf den Broadway, die große Verkehrs- und Handelsstraße, los. Der erste Eindruck, den man hier empfängt, ist keineswegs zufriedenstellend, es scheint, als wären diese massigen Gebäude einem plötzlichen Gebot der Nothwendigkeit entsprossen; trotz ihrer kolossalen Ausdehnung ist ihr Charakter ein provisorischer, die ästhetischen Gesichtspunkte sind von den rein praktischen vollständig in den Hintergrund gedrängt worden, den Häuserriesen, die in einer Höhe bis zu zwanzig Stockwerken und darüber in die Lüfte ragen, fehlt jede architektonische Anordnung, nirgends findet das Auge einen Anheftungspunkt, auf dem es mit Vergnügen weilen könnte. Die wenigen öffentlichen Gebäude und Kirchen werden von der Wucht des Kaufhauses vollständig erdrückt, ängstlich schmiegt sich ein Kirchturm an einen der Häuserriesen, als stehe er um Schutz. Einfi beschattete die Kirche die gesammte profane Welt, in Amerika ist ihr nur ein bescheidener

Raum neben dem modernen Kaufhaus angewiesen — die äußerliche Erscheinungsform für den Niedergang der Kirche. Wenn man überhaupt in der Straßenarchitektur das symbolische Ausdrucksmittel des Zeitgeistes erblicken will, so gelangt in der amerikanischen Architektur der wilde, ungezügelte Geist der freien Konkurrenz zum prägnanten Ausdruck. Es scheint, als ob diese gewaltigen Steinmassen sich zu Formationen von ungeahnter Kraft verdichten wollten, aber mitten in ihrem Gestaltungsprozeß aufgehalten wären. Daher haftet ihnen der Charakter der Unfertigkeit unverwischbar an. Auf ein feineres ästhetisches Empfinden wirken diese ziellos übereinander geschichteten, unharmonisch gegliederten Massen verlegend. Man kann nicht frei athmen in dieser Umgebung. Mein Führer, der als echter Naturmensch ganz im Sinne dieser außergewöhnlichen Erscheinungen stand, konnte nicht begreifen, daß mir diese „Himmelsträger“ so wenig Respekt einflößen konnten. — Bald gelangten wir zum Cityhall Park, dem Mittelpunkt der Geschäftsstadt. Es war um die Mittagsstunde. Der Verkehr hatte seinen Höhepunkt erreicht. Auf der östlichen Seite endet der große Viadukt der Hängebrücke, an den sich eine Hochbahnstation anreihet. Ein nimmer enden wollender Menschenstrom ergoß sich von der Brücke her auf den Platz, dazwischen rasten die Straßenbahnen, unaufhörlich läutete der Kondukteur, dann vernahm man die gellenden Rufe der Zeitungsjungen, und Alles überlante das Geräuskel der Hochbahn. Der Menschenstrom theilt sich nach nördlicher und südlicher Richtung; der eine Zweig fluthet an den schwindelhaft hohen Zeitungspalästen, wo dreimal am Tage die öffentliche Meinung Amerikas fabrizirt wird, vorüber und vertheilt sich in die Straßen der unteren Stadt; der andere Strom bewegt sich durch die Park Row der Bowery, der interessantesten und eigenartigsten Straße New-Yorks, zu. Auf dem Broadway hat die vornehme Handelswelt ihr Hauptquartier aufgeschlagen, auf der Bowery der kleine Schacher; hier werden nur Artikel zweiter Qualität in eben solchen Häusern und Ständen feilgeboten, Alles ist an diesem Orte zweittklassig, selbst die Menschen. Neben smarten Yankee's feilschen russische Juden und Deutsche um die Wette, Italiener und Neger haben hier ein weites Operationsfeld gefunden. Die Bowery ist der Tummelplatz der New-Yorker Straßenstramps und des lichtscheuen Gefindels aller Rassen, sowie der heimischen und fremdländischen Schiffer und Abenteurer. Der Charakter der Straße ist vollkommen international, man hört englisch und deutsch sprechen, daneben aber auch polnisch und „jüdisch“, französisch und italienisch; hier befindet sich neben dem amerikanischen Restaurant eine deutsche Speißbürgerkneipe, Cafés, Theehäuser und „Salons“, daran schließen sich an die Massenabstümmungsanstalten zweiten Ranges und darunter — erstklassige sind ausgeschlossen, da diese den vulgären Attituden der Bowery nicht gerecht werden würden. Dann finden wir hier eine große Anzahl zweifelhafter Theater- und Vergnügungskafes und Hotels, vom dritten Range abwärts, Schaubuden und Wachsfigurenkabinette, Trinkhallen und Zeitungsstände, Schnellphotographen und fliegende Buden vervollständigen das reich bewegte Straßenbild der Bowery. Der riesige Verkehr, sowie der daraus resultirende Lärm wirken lähmend auf die Nerven, man kann nur mit größter Mühe das Wort seines Nachbarn verstehen. Unaufhörlich rasselnd an uns die Straßenbahn vorüber, über uns aber donnert die Hochbahn auf eisernen Pfeilern längs des Bürgersteiges dahin. Der Straßendam der unteren Bowery ist sogar vollständig von der Hochbahn überbrückt, so daß hier ewige Dämmerung herrscht.

Das Volk, das auf der Bowery sein Wesen treibt, geht ganz in seine Umgebung auf, sein Horizont reicht kaum über die Querstraßen hinaus. Für den New-Yorker Tramp ist die Bowery Heimath und Vaterhaus, stets kehrt er von seinen Streifzügen hierher zurück; für wenige Cents erhält er ein Nachtquartier, Nahrungsorgen kennt er nicht, er fachtet sich schlecht und recht durch, wenn ihm nicht eine kleine Arbeitsgelegenheit geboten wird.

Es war schon Spätnachmittag, als wir in eine der billigen Speiseanstalten einkehrten. Appetit-

erregend sah das Lokal gerade nicht aus; auf den rohen Holztischen hatten die verschiedenen Speiseüberreste eine klebrige Schicht hinterlassen, die die Stelle einer Glanzdecke vertreten konnte. Der Fußboden war mit Sägespänen bedeckt; um das Nebel zu vervollständigen, bedienten einige schmierige Neger. Aber trotzdem ließen wir uns, ausgehungert von dem weiten Marsch, das frugale Mahl gut schmecken, ohne es auf seine Bestandtheile und Zubereitung hin näher zu prüfen. In anderen Zeiten hätte ich gewiß keinen Bissen in einer solchen Behanlung zu mir nehmen können, aber noch stand ich unter dem Einfluß des Zwischendecks. Immerhin wäre auch eine weniger einfache Lebensweise unter den gegebenen Umständen nicht zu empfehlen gewesen, da meine ganze Habe aus einem Zwanzigmarskstück, das ich wie meinen Augapfel während der Fahrt gehütet hatte, bestand. Mein Cowboy duldete natürlich nicht, daß ich bei dieser Gelegenheit meinen Schatz anriß, und warf mit der Miene eines Mannes, der es dazu hat, eine Dollarnote auf den Tisch, um unsere „Menus“ zu bezahlen. Dann nahmen wir unseren Rundgang wieder auf.

Von dem Tummelplatz der Varias der Gesellschaft begaben wir uns in die Fünfte Avenue, den Wohnsitz der Plutokratie. Welche Gegenätze! Dort trat die Verkommenheit und Dürftigkeit gänzlich ungenirt in die Erscheinung, hier eine distinguirte Jurisdiktion und Bornehmthuererei. Es war eine andere Menschenart, der man in dieser Straße begegnete, so wohlherzogen, so gefestigt in ihren Bewegungen; man sprach so verständig und lächelte so verbindlich kühl. Und die Nüchternheit und Poieslosigkeit dieser Menschen theilt sich auch unmittelbar ihrer Umgebung mit. Wohl reiht sich Palast an Palast, Kirche an Kirche, alle Stilrichtungen der Welt haben sich in der Fünften Avenue oft in ihren reinsten Formen ein Rendezvous gegeben, aber wir empfinden nicht den Geist und die Zeitströmung, die in dem jeweiligen Stil nach Ausdruck ringen. Es ist die geistlose Kopie einer alten Kulturwelt. Mir schien, als protestire der Stein selbst gegen das fremdländische Gewand, in das man ihn hineingezwängt hat. In jeder Anlage offenbart sich die Gedankenarmuth eines hoch gekommenen Geschlechts, das nur mit seinem Gelde, aber nicht mit geistigen Gütern glänzen kann. Es liegt schon in der Massenhaftigkeit dieser Paläste etwas Gewaltthätiges. Was sind auch die zahlreichen Kirchen und Tempel Anderes als eine proghastige Schaustellung ad majorem divitiarum gloriam unter der Maske der Religiosität und der Toleranz! Hierin äußert sich die Bethätigung einer Kultur, die, auf einen Bildung gepfropft, wohl in die Breite wachsen, aber nicht in die Tiefe dringen kann.

Zur Bowery zurück. Trotz aller seiner Schattenseiten zieht mich das bewegte Volksleben mehr an, als die profanen Attituden der Plutokratie. Man mag die Bowery mit einer gewissen Scheu betreten, und doch kann man sich ihres romantischen Zaubers nicht erwehren. Wir gehen in eins der beliebtesten Dime-Museen, das sind die Mariäthen-Kabinette, in denen die seltsamsten Wundermenschen, schänderhafte Wachsfiguren und allerlei Spezialitäten für die geistige Erbauung des Bowerymenschen sorgen. Mit naiver Andacht lauscht man den sonderlichen „Kunst“-Produktionen. Dort sitzt auf hohem Podium ein Damentorps, das mit fabelhaftem Eifer der friedlichen Beschäftigung des Holzjägers obliegt; daneben befindet sich eine schwarze Tafel, auf der ein Buchmacher den Record verzeichnet. Das Publikum verfolgt die Thätigkeit der Schönen mit gespannter Aufmerksamkeit, mein Cowboy ist ganz durch den Vorgang absorbiert. Dann fiel eine Klobe krachend zu Boden, ein Beifallssturm brach los, der Schönen, welche sie durchsägt hatte, wurden wilde Ovationen dargebracht. Die nächste Attraktion des Abends waren die stärksten Nadelrinnen der Welt. Die Braven mußten zum Gaudium der Masse auf feststehenden Zweirädern bis zur Erschlaffung strampeln; die zuletzt vom Plage wick, wurde als die Heldin des Abends gefeiert. Darauf traten, um auch dem Nationalgefühl der geschätzten Besucher Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, amerikanische, deutsche und

weilen Alles gilt! — ist doch, wie der Dichter sagt, nur Schall und Rauch; auf das Wesen, auf die wirkliche Sache kommt es an!

„Schon um neun? Da geht meine Taschenuhr falsch, ich muß sie richtig stellen! Oho, sie ist stehen geblieben, sie ist abgelaufen!“

So sagt der Gegenwartsmensch und thut die nöthigen Handgriffe, um wieder zu wissen, „in welcher Zeit er lebt“. In Wahrheit aber lebt er seinen sprachlichen Ausdrücken nach durchaus nicht als ein heutiger oder moderner. Mit seinen Worten versetzt er uns in die Zeit, wo die Spindel- und Ankeruhren noch nicht erfunden, jedenfalls noch nicht allgemein waren, in die Zeit der Sand- und Wasseruhren. Nur eine solche kann ablaufen, stehen bleiben und gestellt werden. Man vergegenwärtigt sich die Einrichtung einer solchen Uhr: wie an einem Doppelbecher sind zwei paukenförmige Doppelgläser aneinander gefügt und eine feine Nöhre läßt, wenn die Uhr gestellt, richtig gestellt ist, so gestellt ist, daß Wasser oder Sand in dem oben befindlichen Glas ist, der Inhalt in das untere rinnen kann. Ist von oben Alles abgelaufen, so weiß man, daß so viel Zeit verfloßen ist, als dieser Vorgang beansprucht. Aber von nun ab zeigt die Uhr nichts mehr, wenn man sie nicht umdreht, so daß das Rinnen von Wasser oder Sand von Neuem beginnen kann; sie ist eben stehen geblieben, wie sie stand, und muß wieder gestellt werden, wenn sie ihren Dienst wieder verrichten soll.

Urväterhausrath umgiebt uns, wo wir gehen und stehen in der Sprache, die wir heute noch brauchen. Längst vergangene Zeiten und Kulturzustände, längst abgestreifte Lebensformen können wir mit dem Zauberstab der sprachdeutenden Forschung vor unsere geistigen Augen zaubern und wieder lebendig werden lassen, wie die Geisterbeschwörer es vorgeben! Ja, in ganz hochmodernen Einrichtungen summen und klingen uns die Zustände uralter Zeiten vernehmlich in die Ohren, wenn wir die blane Blume haben, wenn wir die Sprache der Sprache verstehen!

Da gehen wir auf den Bahnhof, wo uns das schraubende Dampfroß erwartet. Um in seine Nähe zu gelangen, treten wir aus der Halle oder dem Wartesaal hinaus auf den Perron, von dem aus wir in einen bestimmten Wagen (auf deutsch Waggon!) aufsteigen. Dieser Perron, französisch so genannt, italienisch perrone, heißt auf gut deutsch: großer Stein. Es ist dies der Stein, der sich fast vor jedem Hause befand und von welchem aus der Hofbesitzer oder Burgherr oder sonst wer, der ausreiten wollte, bequem sein Roß besteigen konnte.

Hat uns das Dampfroß von Leipzig nach Berlin getragen, so gehen wir vom Anhalter Bahnhof nach irgend einem gastlichen Hause und sagen dann, „ich bin bei meinem Freund Liebknecht oder im „Kaiserhof“ oder in „Stadt Coburg“ abgestiegen, gerade als wenn wir heute noch das Pferd oder das Saumthier als Transportmittel gebraucht hätten und als wenn es noch keine Eisenbahnen gäbe!

Unter allen Erfindungsgebieten weist die Kunst der Erzeugung von Mordgeräthen die „glänzendsten“ Fortschritte der Neuzeit. Die Geschosse, welche sie entsenden, sind heutzutage meist eichelförmig-rundspitz; von den größten Ugeheuern dieser Art werden Geschosse in der Form riesiger Zuckerrüben von über Mannesgröße entsandt, um Tod und Verderben zu säen. Im Schlachtbericht aber heißt es trotzdem noch heute: die feindlichen Kugeln (die eigentlich keine Kugeln sind und meinetwegen Eichen oder Zuckerrüben heißen möchten) richteten großen Schaden an; 's ist dieselbe Geschichte wie mit den viereckigen Fensterscheiben. Ebenso unrichtig ist es eigentlich, wenn wir sagen, unsere modernen Geschütze werden geladen, ein Ausdruck, der bei einer alten Wurfmaschine wohl angebracht war, aber bei einer Handpistole kaum logischerweise und sachentsprechend gesagt werden könnte, denn geladen wird nur eine Last.

Ein Widerspruch ist eigentlich, wenn wir sagen, die Eisenbahn oder die Pferdebahn geht ab, sie kommt an. Die Bahn, die Geleise gehen ja garnicht, die bleiben liegen, nur die Wagen kommen und gehen. Begreiflich wird dieser bildlich über-

tragene Sprachgebrauch, wenn wir uns in die Zeiten der gelben Postkutschen versetzen: da wars richtig zu sagen: die Post, d. i. die Postkutsche, kommt an, geht ab.

Wenn ein hoher Herr auf die Jagd geht, so nimmt er seinen Leib- und Hofbüchsenpanner mit sich. Dabei hat der Herr gewiß heutzutage seinen Hinterlader neuester Konstruktion, einen allerneuest verbesserten Lefaucheur oder sonst was. Der Büchsenpanner aber ist gerade so ein Widerspruch wie ein hölzernes Eisen; Büchsen kann man doch nicht „spannen“, wenn gleich Goethe schreibt:

Im Felde schleich ich still und wild,
Gepannt mein Feuerrohr.

Er führt seinen Namen noch von den Zeiten her, da man mit Bolzen und Armbrust aufs Gejagd ging. Das war eine wirkliche, d. h. anstrengende Arbeit, zu der man besondere Geräte mit Aufbietung von Kraft handhaben mußte: dazu hatten die hohen Herrschaften ihre Kuli nothwendig; aber den Hahn aufzuziehen an einem modernen Gewehr, das ist eine Arbeit, die auch ein nicht an Arbeit Gewöhnter eben noch verrichten kann. Der Büchsenpanner aber hat die Aufgabe, bei etwa vorkommender Beschädigung der Gewehre die nöthige Ausbesserungsarbeit zu machen, immer leistungsfähiges Schießzeug in Bereitschaft zu halten.

Die fortgeschrittene Technik der Neuzeit hat so eine Menge sprachlicher Widersprüche erzeugt. Bekannt sind die in neuerer Zeit von Porzellan usw. gefertigten Unterseger für Bierseidel, bekannt ist auch, daß die Füllscheiben ihnen vorangingen, so daß jenes Bäuerlein nach einem Besuche der Stadt daheim zum allgemeinen Staunen erzählen konnte, er habe da in der Stadt Bierfüßel von Neusilber, von Porzellan usw. gesehen.

Gewöhnlich hat der Schriftsetzer bei seiner Arbeit eine Handschrift, ein Manuskript vor sich; zuweilen aber trifft sich auch, daß er schon Gedrucktes noch einmal für den Druck zu setzen hat. Dann spricht man von gedrucktem Manuskript, also eigentlich von einer Handschrift, die keine ist.

Auf einer Mühle wird gemahlen, feste Körper werden zu klarem, feinem, staubartigem Pulver, zu Mehl verarbeitet. Wie aber kann man eine Einrichtung, auf der Baumstämme zu Brettern zersägt werden, eine Sägemühle nennen: also eine Mühle, auf der nicht gemahlen wird.

In unseren heutigen Heeren haben wir auch Grenadiere, aber es sind eigentlich keine, denn sie werfen keine Handgranaten mehr, von denen ihre Vorfahren den Namen sachentsprechend bekamen.

Da lachen die Kegelschieber auf einer Kegelbahn von Marmor, Schiefer, Cement oder Asphalt einen unglücklichen Mitspieler aus, weil er einen Sandhasen geschoben hat, von der Mittellinie abgewichen ist: aber Sand giebt es auf einer solchen modernen Kegelbahn ja garnicht! Die Bezeichnung lebt aber noch aus der Zeit, zu der man allgemein nur ein Laufbrett für den Anfang des Ganges der Kugeln hatte, zu dessen beiden Seiten Sand war.

Im Zeitalter des Verkehrs sprechen wir zwar noch von Kreuzbandsendungen, wer aber nimmt sich, wenn er nicht sehr sorgfältig sein will oder ein ängstlicher Pedant ist, noch die Zeit, eine zusammengefaltete Drucksache mit zwei übers Kreuz liegenden Streifbändern zu schließen, so daß die Bezeichnung Kreuzband wirkliche Wahrheit wäre?

Vieles der Art ist bildliche Uebertragung, die Jeder sofort gutwillig nimmt, wie sie gemeint ist, er hat ebensoviele Phantasie wie der Redende, und das Volk ist eigentlich kein Silbentseher, wie die gelehrten Theologen, Philologen und namentlich die Juristen. Es erfreut sich am poetischen Bild. Wenn Einer sagt: Da will ich mir den größten fettsten Brocken aus der Suppe „fischen“ — wenn der Brocken auch gar kein Fisch, sondern ein Leberknödel ist, versteht ihn Jedermann sofort richtig. Man spricht ohne Strupel von einem Versteinfischer, von Perlenfischern, Schwammfischern usw., die garnicht auf die Fische achten, welche ihnen etwa in den Wurf kommen.

Der kleine Hans ist ein Feinschmecker, er meint: Die Bierkaltschale ist mir am liebsten, die von

Wein gemacht wird, die von Bier mag ich nicht so gern! —

Die Gnädige sticht mit starkem Seidenfaden ein Faullenzertliffen (zu deutsch oreiller!) für den Herrn Gemahl. Das Dienstmädchen vom Lande, das noch nie so starke Seidenfaden gesehen hat, fragt erstaunt: Die Madame sticht wohl mit seidener Wolle?

In der Bremer Gegend macht man ein warmes Getränk aus Buttermilch; ich weiß nicht mit welchen Zuthaten, Bier ist aber sicher nicht dabei, und trotzdem heißt das Zeug: Buttermilchwarmbier.

Das ist Alles noch gutmüthig und harmlos! Sehr nahe aber liegt hier das Gebiet des Lugs und Trugs, das der Waaren- und Lebensmittelverfälschung. Da heißt etwas Butter und ist Margarine oder Talg, und der gute deutsche Michel, der den Russen so gern nachsagt, sie verzehrten mit größtem Appetit Talglichter, ist selber ein Talgverzehrter, freilich nicht aus Leckerei, wie angeblich der Russe, sondern aus blanker Noth oder weil er über die Ohren gehauen wird.

Fälschung ist es auch schon — dem Wort nach wenigstens — wenn Gulden von Silber geprägt und in Umlauf gegeben werden, denn Gulden kommt von Gold, demnach heißt Silber- oder gar Papiergulden nichts Anderes als ein Goldstück aus Silber, aus Papier! Da wurde schließlich nöthig, das Wort Goldgulden zu prägen, das besagt, daß — ein Goldstück aus Gold ist, was sich von Nichts und Logik wegen von selber verstehen sollte.

Im zweiten Theile des Wortes Druckerschwärze ist der Farbenbegriff so abgestumpft, daß ich von rother Druckfarbe allen Ernstes gehört habe unter dem Namen: rothe Druckerschwärze.

Mit falsch oder garnicht verstandenen Fremdwörtern ist noch bunter! Den neunten, zehnten, elften und zwölften Monat des Jahres nennen wir September, Oktober, November, Dezember; das heißt, wir können scheinbar nicht zählen, denn diese Namen bedeuten den siebenten, achten, neunten und zehnten Monat des altrömischen Jahres aus der Zeit, da dieses noch mit dem Monat März begann.



Der Büttnerbauer.

Roman von Wilhelm von Kolenz.

(Fortsetzung.)

Leberecht Büttner war der erste Bauer in Galbenau, welcher mit der Dreifelderwirtschaft brach. Er baute eine massive Düngergrube auf seinem Hofe und führte regelmäßige Stallfütterung ein für das Vieh; trotzdem konnte man ihm nicht vorwerfen, daß er neuerungsfähig sei. Von dem säkularisirten Bauernsinne hatte er sich den besten Theil bewahrt; wohlüberlegtes Maßhalten. Er überstürzte nichts, auch nicht das Gute. Seine Bauernschlauheit rieth ihm, zu beobachten und abzuwarten, Andere die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, nichts bei sich einzuführen, was nicht bereits erprobt war, vorsichtig ein Stück hinter der Reihe der Pioniere zu marschieren. Behutsam und mit Vorbedacht ging dieser Neuerer zu Werke. Er begnügte sich mit dem Sperling in der Hand und überließ es Anderen, nach der Taube auf dem Dache Jagd zu machen.

Dabei war ihm das Glück günstig. Die Jahrzehnte lang gedrückten Getreidepreise begannen auf einmal zu steigen. Der Absatz erleichterte sich durch die neugefundenen Verkehrsmittel. Von dem ansteigenden Ströme wachsender Lebenskraft und gesteigerten Selbstbewußtseins im ganzen Volke wurde auch der kleine Mann emporgetragen. Leberecht Büttner war im rechten Augenblicke geboren, das war sein Glück; daß er den Augenblick zu nützen verstand, war sein Verdienst. Er durfte zu einer Zeit wirken und schaffen, wo der Landmann, wenn er seinen Beruf verstand, Gold im Acker finden konnte.

So arbeitete sich dieser Mann im Laufe der Jahre aus der Verarmung zu einer gewissen Wohlhabenheit empor. Es gelang ihm, einen günstigen Landkauf zu machen, bei welchem er der benachbarten Herrschaft, die ihr Areal nach Möglichkeit durch Auskaufen kleiner Leute zu vermehren trachtete,



Pietà. Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin. (Photographierter von Fritz Gurlitt in Berlin.)

zuvorkommen verstand. Durch diesen Ankauf brachte er das Gut auf den nämlichen Umfang, wie es vor der Ablösung gewesen war. Aber während das Bauerngut zur Zeit der Hörigkeit nicht viel besser als eine Wüstenei gewesen war, hatte er es durch Fleiß und Einsicht in eines der bestgepflegtesten Grundstücke weit und breit verwandelt.

Leberecht Büttner starb an der Schwelle des Greisenalters eines plötzlichen Todes. Leute, deren ganzes Sinnes und Trachten aufs Schaffen gerichtet ist, denken meist nicht gern ans Sterben. Beim Tode dieses sorgsam, vöberbedachten Mannes fand sich ein letzter Wille nicht.

Traugott Büttner, sein ältester Sohn, war in vieler Beziehung nach dem Vater gerathen. Vor allen Dingen hatte er dessen Zähigkeit, Thatkraft und Umsichtigkeit geerbt. Aber das Geschick solcher Söhne, welche eigenartige Väter haben, traf auch ihn: durch die ausgeprägte Persönlichkeit des Vaters hatte die des Sohnes gelitten. Jener hatte sich voll ausgelebt und im Egoismus der starken Natur nie daran gedacht, daß in dem Schatten, welchen er verbreite, ein kräftiges Gedeihen für den Nachwuchs nicht möglich sei. Er war in seinem Bereiche Alles in Allem gewesen. Seine Umgebung hatte sich daran gewöhnt, bei allen wichtigen Entscheidungen auf den Vater zu blicken, ihn denken und sorgen zu lassen. Leberecht führte das Regiment im Hause, zunächst über den eigenen Vater, der freiwillig vor ihm zurückgetreten war, später über die Söhne, auch nachdem sie längst zu Jahren gekommen. Unter solchem Drucke hatte sich Traugotts Charakter nicht frei und nicht glücklich entwickelt. Er hatte von den Tugenden seines Vaters die Fehler. Was bei Leberecht Vorsicht war, erschien bei Traugott als Mißtrauen, während Jener sparsam war und häuslicher, war Dieser zum Geize geneigt und kleinlich. Der konservative Sinn des Alten war bei dem Sohne in Engigkeit, die Energie in Troß und Eigensinn ausgeartet.

Und eines war vom Vater auf den Sohn nicht übergegangen: das Glück.

Leberecht Büttner war ein echtes Glückskind gewesen. Er trat als junger Mensch zur rechten Zeit auf den Schauplatz, um das väterliche Gut vor Annerion durch Fremde zu retten, er kam als reifer Mann in Zeiten, wo Thatkraft und Fleiß nicht umsonst vergeudet wurden. Sein Sohn war in anderer Zeit und in veränderter Lage geboren. Er übernahm zwar ein großes Anwesen im besten Stande, aber unter erschwerten Bedingungen. Die Vermögenslage, in welche Traugott Büttner durch die Erbauseinanderlegung mit seinen Geschwistern gekommen, trug den Keim einer großen Gefahr in sich. Alles kam jetzt auf den neuen Wirth an und auf sein Glück. Es kamen schwere Zeiten, denen er sich nicht gewachsen zeigte. Fallende Getreidepreise, sinkende Grundrente, dazu steigende Löhne und wachsende Ausgaben, ein schnelleres Getriebe im Geschäftsleben und erschwerte Kreditbedingungen. Alles verwickelte und verschob sich. Mit dem schlichten Verstande allein kam man da nicht mehr durch. Die Ansprüche waren gesteigert auf allen Gebieten. Die alte Wirthschaftsweise, wo man seine Erzeugnisse auf den Markt brachte, mit dem Erlös die Zinsen und Abgaben deckte, und was übrig blieb mit seiner Familie verzehrte, diese einfache Art, aus der Hand in den Mund zu leben, war gänzlich aus der Mode gekommen. Der neumodische Bauer hielt sich wo möglich Zeitungen, las Blätter über Landwirthschaft, studierte die Börsenkurse und die Wetterberichte. Solche Leute nannten sich dann freilich auch nicht mehr Bauern, sondern „Oekonomen“ und ließen ihre Söhne freiwillig dienen.

Traugott Büttner hielt am Alten fest, wie es sein Vater bis zu gewissem Grade auch gethan hatte. Leberecht Büttner aber hatte sich dem, was gut und nützlich im Neuen war, nie verschlossen, und das that Traugott. Er verstand seine Zeit nicht, wollte sie nicht verstehen. Er haßte jede Neuerung von Grund der Seele und brachte es darum niemals zu einer Verbesserung. Er glaubte die neue Zeit mit Verachtung zu strafen und merkte nicht, daß sie achlos über ihn hinwegschritt und ihn den

Rücken wandte. Mürrisch hatte er sich auf sich selbst zurückgezogen, zehrte von seinem Troße und lebte ein glückliches Leben nur in der Erinnerung an die „gute alte Zeit“, die doch ihrerzeit auch mal neu gewesen war.

Manchmal freilich sah er sich doch gezwungen, in das Licht, von dem er sich grollend abgewandt hatte, zu blicken. Um so schmerzhafter blendete ihn dann die grelle Tageshelle der Wirklichkeit. Dann fuhr er auf aus seiner weltentfremdeten Zurückgezogenheit und beging in heftiger Ueberreizung verhängnißvolle Irrthümer. Sah er dann an den Folgen seines Thuns, daß er verfehlt gehandelt hatte, so versteifte er sich gegen besseres Wissen auf sein gutes Recht. Aber im Innern war ihm nicht wohl dabei zu Muth, und leicht foßte ihn dann Unsicherheit und Verzagen an. Denn wenn er auch nach außen hin nicht um eines Haares Breite nachgab und lieber einen Finger eingebüßt hätte, als ein Zugeständniß zu machen, so stand er doch vor dem Richter in der eigenen Brust häufig als ein Fehlender da. Neue und Zerknirschung waren es nicht, was er da empfand. Zum Weigen war sein Bauernack zu steif. Weder vor Menschen noch vor Gott liebte er es, sich als Sünder hinzustellen.

Des Büttnerbauern Christenthum war ein eigenartiges Gemächte, das vor den Augen orthodoxer Theologen wohl als eine Art von Heidenthum befunden worden wäre. Sein Verhältniß zu Gott bestand in einem nüchternen Vertrage, der auf Nützlichkeit gegründet war. Der himmlische Vater hatte nach Ansicht des Bauern für gute Ordnung in der Welt, für regelmäßige Wiederkehr der Jahreszeiten, gut Wetter und Gedeihen der Feldfrüchte zu sorgen. Kirchgang, Abendmahl, Kollekte, Gebet und Gesang, das waren Opfer, die der Mensch Gott darbrachte, um ihn günstig zu stimmen. War das Wetter andauernd schlecht, oder die Ernte war mißrathen, dann grollte der Bauer seinem Schöpfer, bis wieder bessere Zeit kam. Von der Buße hielt er nicht viel. Um das Fortleben nach dem Tode kümmerte er sich wenig, sein Denken und Sorgen war ganz auf das Diesseits gerichtet. Was der Herr Pastor sonst noch sagte von der Aneignung der göttlichen Gnade, dem stellvertretenden Opfertode Christi und der Wiebergeburt im Geiste, das hörte er sich wohl mit an, aber es lief an seinem Gewissen ab, ohne Eindruck zu hinterlassen. Dergleichen war ihm viel zu weit hergeholt und verwickelt. Das hatten sich wahrscheinlich die Gelehrten ausgedacht: die Studenten und die Professoren, oder wie sie sonst hießen. Er trug ein deutliches, höchst persönliches Bild von seinem Gotte in der Seele. Er wußte ganz genau, wie er zu dem da oben stand; es bedurfte keines Vermittlers, um ihn zu Gott zu führen. Manchmal in früher Morgenstunde, wenn er auf dem Felde stand, allein, und die Welt erstrahlte plötzlich in überirdischem Glanze, dann fühlte er Gottes Nähe, dann nahm er die Mühe vom Haupte und sammelte sich zu kurzem Gebet. Oder ein Wetter brauste daher über sein Haus und Land mit Blitzschlag und Donnerrollen, dann spürte er Gottes Allmacht. Oder nach langer Dürre ging ein befruchtender Regen nieder, dann kam der Allmächtige selbst hernieder auf seine Erde. In solchen Augenblicken ließ der Alte etwas wie eine Weisbestimmung in sich aufkommen. Sonst liebte er das Hingeben an Gefühle nicht. Er war kein Peter. Des Abends beim Abendlanten nahm er aus alter Gewohnheit die Mühe ab, sobald die Glocke anschlug, und sprach sein Vaterunser; das war aber auch Alles. Im Uebrigen mußte der sonntägliche Gottesdienst für die Woche aushalten.

Je älter der Bauer wurde, desto mehr zog er sich auf sich selbst zurück, umgab sich mit einem Mantel von Weltkatz und Menschenverachtung. Und je einsamer er sich so machte, desto stärker wurde doch in ihm das Bedürfniß, welches tief in der Brust eines jeden Menschen lebt: sein Leben über den Tod hinaus fortzusetzen, seine Persönlichkeit nicht untergehen zu sehen, seinen Werken die Fortdauer zu sichern, daß er nicht der Vergessenheit anheim falle, die Erinnerung an ihn nicht ausgelöscht werde, wie die Fußspur im Sande. Wäre er eine mystisch ange-

legte Natur gewesen, so hätte er sein Heil in der Gläubigkeit gesucht. Aber er war herb und nüchtern, ein Bauer; alle seine Triebe waren der lebendigen Wirklichkeit zugewandt. Darum konnte ihm die Seligkeit, wie sie das Christenthum versprach, wenig Trost gewähren. Ein Himmel mit rein geistigen Freuden bot ihm keine Anziehung. Er wollte nicht Verklärung, er wollte Fortsetzung der Wirklichkeit, an der sein Ich mit allen Fasern hing. Er war ein Sohn der Erde. Was er hier gewesen, was er auf dieser Welt geschaffen und gewollt, sollte ewigen Bestand haben.

Es konnte darum keine bitterere Erfahrung für den alten Mann geben, als mit ansehen zu müssen, wie sein Lebenswerk mehr und mehr dem Untergange entgegensteuerte. Von allen Seiten sah er feindliche Mächte vordringen, die ihm das entreißen wollten, was er aus der Hand seines Vaters als das köstlichste Erbtheil empfangen hatte: sein Gut. Und in seinem Kummer war ein Stachel verborgen; ein Tropfen gab dem Kelche den bittersten Beigeschmack; der Selbstvorwurf. Er wollte es sich nicht eingestehen, aber er mußte es doch fühlen, das wurmende und brennende Bewußtsein, daß er selbst die Schuld trug. Solche Erkenntniß kam nur bligartig über ihn. Er wußte die selbstanklägerische Stimmung wohl zu verschneiden. Andere waren schuld, nicht er! Die schlechten Zeiten, die Verhältnisse. Haß gegen die Welt, das war der beste Trost, Angrimm das beste Schutzmittel des Troßigen gegen die gefürchtete Neue.

Einen wirklichen Trost hatte er und an diesen klammerte er sich mehr und mehr mit der verzweifelungsvollen Kraft des Sinkenden: seinen Sohn Gustav. Wenn Jemand ihn retten konnte, so war der es. Das Zeug hatte der Junge dazu. In Gustav sah er ein Stück vom Großvater Leberecht wieder lebendig werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Staub.

Von H. Vogel.

W it dem Wachsthum der Städte vermehren sich in progressiver Weise die Schädlichkeiten derselben. Alle Unreinlichkeiten und Nachlässigkeiten machen sich hier gleich viel unangenehmer bemerklich, als in kleineren Orten. Aber auch die Aufmerksamkeit und die Anstrengungen, die zu ihrer Beseitigung gemacht werden, sind hier stärker, als in kleinen Orten. Zur Entfernung der Abfallstoffe sind sehr vervollkommnete Einrichtungen getroffen oder werden, wie betreffs der Müllbeseitigung, wenigstens angestrebt. Temperatur und Höhe des Grundwassers werden fortlaufend kontrollirt, das Trinkwasser wird fortwährend einer chemisch-physikalischen und bakteriologischen Untersuchung unterzogen, und die geringsten dabei sich zeigenden Ungehörigkeiten, z. B. einzelne verdächtige Bakterien, veranlassen sofort energische Maßregeln zu ihrer Beseitigung. Ebenso unterliegen die feilgehaltenen Nahrungsmittel in den Großstädten einer scharfen Kontrolle. In kleineren Orten hält man dies Alles keiner besonderen Beaufsichtigung für nöthig. Daher ist das Trinkwasser in großen Städten vielfach besser, als in kleinen Orten, auch die Reinigung der Straßen, Höfe u. viel sorgfältiger, als in letzteren. Nur das wichtigste Nahrungsmittel, das der Mensch keine Minute entbehren kann, und von dem er täglich mehrere Kubikmeter braucht, die Luft, ist in großen Städten oft schlechter, als in kleinen und unvergleichlich unreiner, als das allerschmutzigste Trinkwasser. Dabei ist die Gleichgültigkeit gegen diesen Luftschmutz bei vielen Großstädtern so groß, daß sie sich zwar nicht entschließen können, die zum Leben nöthigen ein bis anderthalb Liter Wasser täglich als Trinkwasser zu genießen, daß sie aber ohne Bedenken täglich viele tausend Liter der aufs Aergste verunreinigten Luft einathmen. Aber nicht nur über die Bedeutung reiner Luft für unser Wohlbefinden, sondern auch darüber, worin die Schädlichkeit der Luft besteht, herrschen bei vielen Menschen irrige Ansichten.

Wenn im Sommer ein heller Sonnenstrahl ins Achte, behaglich verdunkelte Zimmer fällt, sei es in der Großstadt, sei es in einer lauschigen Sommerfrische, so freut man sich über den lustigen Tanz der „Sonnenstäubchen“, ohne zu bedenken, daß diese fröhlichen Tänzer keine seltenen Gäste sind, sondern stets, wenn auch für gewöhnlich unsichtbare Hausgenossen, die der herrschende Sonnenstrahl nur an den Tag gebracht hat. Sie treiben allgegenwärtig ihr Wesen, in jedem Winkel des Hauses, wie im Freien, in der Stadt wie auf dem Lande, im Thal, wie auf dem Bergesgipfel. Wir können uns ihnen fast nimmer entziehen. Nun wird man fragen, warum die Sonne, deren Licht uns im Zimmer die Anwesenheit der Stäubchen anzeigt, dies draußen im Freien nicht thut, wo ihre Strahlen noch reichlicher hintreffen, wenn unsere Behauptung richtig ist, daß im Freien ebenso viel Stäubchen in der Luft schweben, wie im Hause. Das hat folgenden Grund: Was wir nämlich in dem in das verdunkelte Zimmer fallenden Sonnenstrahl als Stäubchen tanzen sehen, sind gar nicht die Stäubchen selbst; diese sind viel zu klein, als daß wir sie mit bloßen Augen sehen könnten. Aber sie haben glatte Flächen, mit denen sie die auf sie fallenden Sonnenstrahlen zurückwerfen oder reflektieren. Wenn diese Reflexe statt in einem schmalen Lichtstrahl im weiten durchleuchteten Raume im Freien vorhanden sind, so gehen dieselben für unser Auge verloren; nur wenn wir uns im Dunkeln befinden, fangen wir diese Reflexe mit unseren Augen auf. Die Sonnenstrahlchen, die von den Stäubchen abgelenkt unser Auge treffen, beweisen uns, daß sich in der Richtung dieser Strahlchen reflektierende Körper befinden, die aber in Wirklichkeit viel kleiner sind, wie sie uns erscheinen. Wenn wir im Freien aus der von der Sonne hell beschienenen Landschaft in einen Buchenwald treten, dessen Blätterdach das Eindringen direkten Sonnenlichtes hindert und es nur hier und da in eine Lücke eindringen läßt, so sehen wir auch in diesen Lücken die Sonnenstäubchen, ein Beweis, daß auch im Freien die Luft ebenso staubhaltig ist, wie in unserem Zimmer.

Allerdings ist der Staubgehalt der Luft nicht überall gleich groß. Am wenigsten enthält die Luft über dem Meere Staub, wenn eine Zeit lang Windstille geherrscht hat, während deren sich der Staub allmählig auf die Oberfläche des Meeres niedergefunkt hat und von dieser zurückgehalten wird, dann entsteht jene wunderbare Klarheit auf dem Wasser, die unseren an die Staubatmosphäre gewöhnten Augen die Schätzung von Entfernungen sehr schwierig macht. Auf den Hochalpen ist ziemlich oft dasselbe der Fall. Wenn starker Wind weht, wird freilich diese Staubauflagerung bei der Meerpassage gehemmt. Der Schweizer Geologe Escher v. d. Linth hat die Natur des Staubes untersucht, der während des Föhn's die Luft in Zürich erfüllt, und konnte bestimmt nachweisen, daß dieser Staub mit dem in der Sahara aufgewirbelten Wüstenstaub identisch ist. Er war also vom Südwind über das Mittelmeer und die Alpen getragen worden. Bei ruhigem Wetter fand sich aber keine Spur von Saharastaub in der Luft in der Schweiz. Dann hatte derselbe Zeit gehabt, sich im Mittelländischen Meere abzusetzen. Selbst das Inlandeis von Grönland fand Nordenfjöld mit feinem Staube bedeckt, der von den Winden in diese entlegenen Gegenden getragen worden war. Dieser sich überall hin verbreitende Staub ist zum größten Theile harmlos, obwohl er zum Theil aus organischen Keimen besteht, die überall, wo sie auf günstigen Boden fallen, üppig wuchernde Pilz- und Bakterienkolonien erzeugen. Daher werden fast überall gährungs- und säulnähfähige Stoffe, wenn sie der Luft ausgesetzt sind, nach kurzer Zeit von Gährung und Säulnäh ergriffen. Pasteur hat dies durch eine Reihe exakter Versuche erwiesen, indem er nur filtrirte Luft zu Nährlösungen treten ließ, worauf diese nicht in Gährung übergingen, ebenso der englische Physiker Tyndall, der die Keime nicht durch Filtriren aus der Luft entfernte, sondern sie auf Glycerin anhaften ließ. Er bepinselte einen vollkommen staubdicht schließenden Schrank inwendig ganz mit Glycerin. Der

Schrank war so eingerichtet, daß man hineingestellte Lösungen von außen, ohne den Schrank zu öffnen, zum Sieden erhitzen konnte. In diesen Schrank stellte er verschiedene gährungs- und säulnähfähige Flüssigkeiten, wie Bouillon, Malzauszüge und Frucht-säfte, und ließ sie einige Stunden ruhig stehen. Dann wurden die Lösungen zum Sieden erhitzt, um sie zu sterilisiren und konnten darauf Monate lang in dem Schrank bleiben, ohne daß sie in Säulnäh oder Gährung geriethen. Wurde der Schrank aber nicht mit Glycerin ausgepinselt, so trat bald Gährung resp. Säulnäh ein, auch wenn anfangs die Lösungen durch Erhitzen sterilisirt waren, ein Beweis, daß, nur wenn der in dem Schrank vorhandene Staub vom Glycerin festgehalten wurde, er nicht durch unvermeidliche Erschütterungen aufgewirbelt werden und in die Lösungen gelangen konnte. In Helgoland und an der norwegischen Küste können frisch gefangene Fische ohne Räucherung an der Luft getrocknet werden, ohne daß sie faulen, weil der hier meist herrschende Westwind die dem amerikanischen Kontinente entnommenen Bakterien während seiner Passirung über den Atlantischen Ocean fast sämmtlich in denselben abgesetzt hat. Im Inlande ist das natürlich nicht möglich wegen der hier in größerer Menge in der Luft enthaltenen Bakteriensporen. Hier werden wir den Staub nicht los, und wenn wir uns in Glaschränke einschließen wollten. Doch sollen wir deshalb die staubigen Verunreinigungen der Luft unbeachtet lassen? Keineswegs. Aber wo sich der Staub als schädlich erweist, ist es nicht der allgemeine Erdstaub, sondern es sind besondere durch Gewerbebetriebe verurteilte Beimischungen zu denselben, die die zahlreichen Staubinhalationskrankheiten verursachen, und die allerdings in Großstädten wegen der dort vorhandenen Konzentration der Industrie sich weit mehr bemerklich machen, als in kleineren Orten. Dieser industrielle Staub ist je nach der Industrieart vorwiegend mineralischer, metallischer, vegetabilischer oder animalischer Natur. Die Wirkung der ersten Arten auf unsere Athmungsorgane ist mehr eine mechanisch verletzende, die der letzteren dagegen eine vorwiegend infektiöse. Allerdings giebt es auch metallischen Staub, der giftig ist; hierher gehört vor allen der Bleistaub, von dem namentlich die Arbeiter in Bleibergwerken, in Bleifarbenfabriken, die Bleilöther, Schriftseger und Schriftgießer, Feilenhauer, Maler und Anstreicher zu leiden haben, während die Lungen der Eisenarbeiter, wie Schmiede, Schlosser, Schleifer, Klempner, Maschinenbauer durch die scharfen Splitter der Eisentheile vorwiegend mechanisch verletzt werden, ebenso wie der Kupferschmiede, Giirtler, Bronzeure von Kupfersplittern. Dasselbe ist bei den mineralischem Staube ausgefegten Arbeitern der Fall, von dem die Steinmeger am meisten zu leiden haben und daher am frühesten daran zu Grunde gehen. Aber auch die Arbeiter in Cement-, Porzellan- und Glasfabriken, die Lithographen, Töpfer und Maurer leiden unter der Einwirkung der sie belästigenden Staubarten empfindlich. Als weniger schlimm erweist sich der Kohlenstaub, dem die Kohlenbergleute und Schornsteinseger ausgesetzt sind; wenigstens gehen sie weniger häufig an Lungenkrankheiten zu Grunde, obgleich ihre Lunge und ihr Auswurf meist eine schwarze Färbung durch denselben erhalten. Dagegen wirkt direkt giftig und außerdem mechanisch verlegend der beim Mahlen der Thomasschlacke entstehende Staub, an dem jedes Jahr zahlreiche kräftige Arbeiter zu Grunde gehen.

Von vegetabilischem Staube ist der leichteste der Mehlstaub, dem hauptsächlich Müller, Bäcker und Konditoren ausgesetzt sind. Aber mit der Zeit erzeugt auch dieser hartnäckige, chronische Katarrhe. Schlimmer ist der Holzstaub, dem Tischler, Drechsler, Stellmacher und Zimmerleute, und der Jaferstaub, dem Seiler, Weber, überhaupt alle Textilarbeiter ausgesetzt sind. Die Straßenfeger haben von einem gemischten, aber darum nicht weniger lästigen Staube zu leiden, zumal sie auch den Unbilden der Witterung sehr ausgesetzt sind. Von spezifischer Schädlichkeit ist der Tabakstaub in den Zigarrenfabriken und der Perlmutterstaub in den Perlmutterfabriken. Letzterer ist ein animalischer Staub. Von animalischen Staubarten werden in ähnlicher Weise belästigt die

Luchmacher, Luchscherer, Wollarbeiter, Hutmacher, Tapezierer, Friseur und wesentlich die in Bürsten- und Pinselabriken und beim Zerreißen und Sortiren von Lumpen beschäftigten Personen. Alle diese einer spezifischen Staubatmosphäre ausgesetzten Arbeiter und Arbeiterinnen sind Erkrankungen der Athmungsorgane vom einfachen Lungenkatarrh bis zu tiefgreifenden Veränderungen der Lunge, Lungenemphysem, chronischer Lungenentzündung und Lungenemphysem ausgefegte. Die von Bürsten- und Pinselmachern und von Lumpenfortirern verarbeiteten Materialien sind oft mit spezifisch giftigen Keimen behaftet, wie Milzbrandsporen, und sie können, wenn Arbeiter mit dem Staube derselben infizirt werden, in kürzester Zeit den Tod derselben herbeiführen. Solche Todesfälle ereignen sich jedes Jahr, da man die Mühe schent, das Material vor der Verarbeitung ordentlich zu desinfiziren. Außer durch gewerblichen Staub wird die Gesundheit der Arbeiter und Arbeiterinnen in vielen Industriezweigen durch bei der Fabrikation entstehende giftige Dünste und Gase auf das Empfindlichste geschädigt, so in Gummiwarenfabriken durch Schwefelkohlenstoffdämpfe, in Bleichereien und Papierfabriken durch Chlordämpfe, in Dynamit- und Nitrocellulosefabriken durch Untersalpetersäuredämpfe, in Zündholz- und Holzstoffabriken und in Zinkhütten durch schweflige Säuredämpfe. Von schwefliger Säure haben überhaupt die in der Nähe von viel Kohle verbrauchenden Industrien Wohnenden viel zu leiden. So ist durch die Gewerbeaufsichtsbeamten festgestellt, daß in der in einem langgestreckten Thale bei Aachen liegenden Stadt Stolberg von 28 Fabriken auf einem Raume von 650 Hektaren in 24 Stunden 85 838 Kilogramm schweflige Säure entwickelt werden und außerdem 650 Kilogramm Salzsäure, und daß darunter nicht nur die Gesundheit der Bevölkerung auf das Empfindlichste leidet, sondern auch die umliegende Vegetation sichtlich geschädigt wird. Eine Unschädlichmachung dieser kolossalen Menge in die Luft geführter schwefliger Säure scheiterte bis jetzt an den Kosten. Aber wir sollten doch meinen, daß die Gesundheit einer ganzen Bevölkerung mehr zu gelten hat, als die Gewinne und Renten der betreffenden Fabrikbesitzer. Die Verhütung dieser jährlich viele tausend Menschen in meist jungem, arbeitskräftigem Alter hinraffenden Staub- und Dunst-Inhalationskrankheiten ist eine der wichtigsten Aufgaben der Gewerbehygiene. Nothwendige Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefahren des Staubeinathmens sind: häufige Bepresung und Reinigung der Arbeitsstätten, Vermeidung von unnötigem Sprechen während des Aufenthalts in denselben und wirksame Ventilation. Aber letztere darf nicht nur in einer Entfernung der in dem ganzen Arbeitsraum verbreiteten staubigen Luft bestehen, sondern die Hauptsache ist, daß der Staub unmittelbar an seiner Entstehungsstelle durch Exhaustoren und zwar am besten nach unten abgefangt wird. Dies Verfahren ist weit wirksamer, als das Tragen von Respiratoren, die zwar hiernit nicht ganz und nicht für alle Fälle verworfen sein sollen, obwohl sie in den meisten Fällen den Arbeitern recht lästig sind. Durch Einführung dieses Verfahrens, des Absaugens des entstehenden Staubes direkt an der Entstehungsstelle nach unten, haben verschiedene Verufe, wie Metall- und Porzellan-schleifereien, viel an ihrer Gefährlichkeit verloren, und durch ein energisches weiteres Einführen dieser allerdings auch Kosten verursachenden Einrichtungen könnten noch jedes Jahr viele Tausende von meist jungen Menschenleben erhalten werden, zugleich auch den Krankenkassen Millionen erspart werden. So lange jedoch hier nicht allgemein geltende, wirksame Anordnungen durch die Behörden getroffen werden, heißt es für viele Tausende unserer Mitmenschen nicht nur:

„Von Staub bist Du,
Zu Staub wirst Du“,

sondern auch:

„Von Staub bist Du
Und durch Staub stirbst Du!“



Im Café.

Von R. P. Mohr.

Kellner, einen Schnitt Dunkel und 'n paar Journale!"
"Bitt' schön — sofort," erklingt's zur Antwort, prompt, mechanisch, wie aus einem lebenden Automaten.

Ich setze mich und zünde mir eine Zigarette an. Aus dem Nebensaal ertönt Musik. . . . Ab und zu verirren sich einige flüchtige Töne zu mir.

Ich bekomme meine Journale, rasch durchfliege ich die Inhaltsangaben und blättere dann umher . . . Kritiken und Essays über Kunst, russische, skandinavische und französische. Die übliche Tripelallianz . . . Dann Nietzsche . . . Sie haben ihn ans Kreuz geschlagen bei lebendigem Leib, dann nehmen sie ihm seinen Mantel, das herrliche, farbenprächtige Gewand, und nun würfelt das Knechtswolk um ihn. . . .

Und von der deutschen Poesie lese ich, die wieder in einen Dornröschenschlummer zu sinken droht. Und wie ich lese, klingt es von schluchzenden Geigen und von wirren, dunklen Klagen, und es fleht und bittet und droht . . .

Und plötzlich stuthts mir so heiß den Rücken herauf in den Hinterkopf, und es glüht und hämmert — ich kann nicht weiter lesen.

Ich springe auf und gehe in den Musiksaal. Es sind Ungarn, braune Gesichter mit schwarzen Schnurrbärten und schwarzen, glatten Haaren. Einige auch mit kurzem Backenbart, wie deutsche herrschaftliche Kutscher. Sie spielen irgend ein Lied aus der Heimat.

Und die Töne quellen empor und suchen und fliehen einander, und immer neue tauchen auf, sie fliehen zusammen und werden immer freier und größer, glühender und lockender, und endlich brausen sie einher in wellendem, glänzendem Strom. Und Alles taucht unter in diesen Strom und wird Musik. Jede Neigung und Bewegung der Körper Musik — Rhythmus — Tausel — Rausch. — — —

Dazu strahlendes Licht aus hundert Rosenkesseln, ein Licht, wie aus brennendem Glas, blendend, unzählige Male gebrochen in tausend Prismen und wieder aufgefangen in den meterbreiten wandbedeckenden Spiegeln, neue Lichtmeere in feenhafter Ferne zeigend. Und das Licht wird Musik und die Luft scheint zu schwingen von weißen und gelben Tönen, immer blendender, feiner und weißer.

Dann verwirren sich die Töne, sie scheinen zu stocken, sie werden dunkel und der glänzende Kaszadenstrom von Lichtmusik stürzt in sich zusammen. Es klingt wie Gelächter durch den Saal. Man hat ein Märchen geträumt. . . .

Ich sitze an einem weißen Marmortischchen. An den Nebentischen ist gedeckt, schneeig weiße Bedecke. Weingläser stehen auf diesen Tischchen. Es ist noch nicht sehr voll.

Am nächsten Nebentisch sitzt ein junger blonder Mensch mit frischen, glatten Farben im Gesicht. — Smoking — Seidenaufschläge . . . weites Brusthemd, wie ein weißes Schild . . . Brillantenknöpfe darin. . . . Zuweilen blickt er, die Augen halb zukneifend, unverschämt umher. Neben ihm eine schwarzhaarige Jüdin . . . groß . . . Mittelalter . . . die Augen wie schwarzer Lach . . . gewaltige Brillanten in den Ohren und an den Fingern und mit noch gewaltigerem Busen. . . . Wie ein steiles Gebirge steigt er plötzlich an, nur ein Esel scheint auf ihn heraufklettern zu können. Auch die Kunst ist echt. Kunst der Gut und die Brillanten, Halbkunst der Busen.

Schusch nennt sie ihn. Er ist eifrig galant, spricht dann und wann und streicht sich seinen kleinen Schnurrbart. Plötzlich geht ein älterer Herr an dem Paare vorbei. . . . Rothes Gesicht, vollständige Glage, goldene Brille mit sehr scharfen Gläsern. Er sieht sie an, zwinkert mit den Augen vertraulich-frech.

"Schusch" wird unruhig. Das freche Obenhin ist aus seinem Antlitz verschwunden. Er ist verlegen, genirt . . .

"Kennst Du den?" fragt er halblaut.

Sie bestreitet es, dabei nennt sie ihn „Herzlieb“.

Dann zahlt er. Er hilft ihr in den Pelz. Sie verlassen den Saal.

Und mir zuckt es in der Faust, wie Alles sich für Gold verkauft. Alles Waare. Alles feil. . . .

Da beginnt die Musik wieder. Sie ist ja auch gekauft, grellt es plötzlich in mir. Gold ist's, um das diese Töne kreischen. Gold ist's, um das sie wimmern und jubeln. Gold ist's, um das ihre Gefühle tummeln in Seligkeit und um das sie ihres Herzens Heiligstes verrathen, um satte Bänche in Wellen zu erschauern. Und wenn du dir einen der Menschen ansiehst, dann schrieft er auf und stockt und zittert und vermag seine Glieder nicht von der Stelle zu rühren. Sie sind hier Alle vergiftet, langsam . . . ganz langsam. . . .

Das Gift sitzt in ihren Kleidern, in ihren Haaren und dringt in ihre Poren, langsam, von Tag zu Tag, und frisst sich immer tiefer in alle Gewebe, bis sie ganz von dem Gift durchdrungen.

Dann fliehet ihnen der Speichel aus dem Munde, blöder und blöder werden die Augen, die Glieder zucken und zittern, das Kind im Mutterleibe wird vergiftet. Doch kein Gesetz straft diesen Mord, kein Kläger ist dafür und kein Gericht.

Und wie ich in die Spiegel blicke, da starrt es mir entgegen von bleichen, müden Gesichtern. Ich sehe einen langen, niedrigen Saal. Frauen und Männer sind darin beschäftigt. Warne, stickige Luft durchzieht den Raum und einen Bleigeschmack spürt die Zunge, wenn man den Mund zum Athmen öffnet. Sie sitzen aber und reiben und wischen an großen Glasplatten in dumpfem Schweigen. Kleine Silberkugeln laufen hierhin und dorthin und sammeln sich in kleinen Häufchen. Von überall kommen sie her, von den Tischen fallen sie herunter und von der Decke träufeln sie herab.

Alles glänzt von Silber, der Boden, die Tische und die Treppen. Ueberall schmeckt man es, sieht und fühlt man es.

Und ein Grauen packt mich, ein Entsetzen schnürt mir die Kehle zusammen. Vergebens möchte ich schreien: Verkauft um Geld! Ich will klagen, ich, ich bin ein Kluger. Hier ist das Gericht, hier sind die Angeklagten, Alle, die in diese Spiegel geschaut. Und richten sollen jene bleichen Gestalten. . . . Da tönt es wieder wie ein Gelächter durch den Saal, ein schrilles, grelles Lachen. . . .

Das Bild ist fort. — — —

Vor mir aber steht ein Kellner und fragt: „Noch 'n Bier gefällig?“ — — —

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Zu unserem Bilde. Ueber das Schaffen und die Bedeutung des berühmten schweizerischen Malers Arnold Böcklin sind unsere Leser durch einen Aufsatz unseres Mitarbeiters Detlev Roberty (Nr. 51, 1897) näher unterrichtet. Die heutige Nummer bringt eine Holzschnittreproduktion eines der schönsten und stimmungsvollsten Gemälde des Meisters, seiner Pietà, deren Original sich in der Berliner Nationalgalerie befindet. Der dargestellte Vorgang ist vollkommen verständlich und bedarf eigentlich keiner weiteren Erklärung. Ueber den auf der Grabplatte liegenden Leichnam Christi hat sich Maria in verzweifelter Muttersehnsucht hingeworfen, während sich aus den Himmelswolken ein Engel mit tröstender Geberde auf die Trauernde herabbeugt. Wenn wir das Bild aber seinem inneren Wesen nach verstehen wollen, so ist es vielleicht nützlich, wenn wir zuerst die Unterschrift, den Titel, den der Maler seinem Werke gegeben hat, näher ins Auge fassen.

Das italienische Wort pietà wird wie das lateinische pietas, von welchem es herkommt, gewöhnlich durch die deutschen Worte „Frömmigkeit“, „Mitleid“ oder „Barmherzigkeit“ wiedergegeben. Diese Uebersetzung giebt aber den eigentlichen Sinn des Wortes nicht ganz richtig, nicht erakt genug wieder. Ursprünglich bezeichnete das Wort pietas bei den alten Römern alle jene Gefühle, die den Lebenden mit den Todten verbinden und die aus diesen Gefühlen hervorgehenden Handlungen. Da aus den verehrten todtten Vorfahren allmählig die Götter entstanden, und aus der Totenverehrung der Gottesdienst, so war ein „pietätvoll“ die Todten verehrender Mann ein frommer Mann. So verstanden die Begriffe allmählig ineinander. Wenn wir das italienische Wort pietà dem

Sinne nach annähernd richtig wiedergeben wollten, so müßten wir dasselbe Wort in deutscher Umgestaltung brauchen und Pietät sagen.

In der bildenden Kunst hat nun das italienische Wort pietà noch eine ganz besondere Bedeutung erhalten. Wenn man von einer Pietà spricht, so meint man damit ausschließlich das Bild oder die Statue einer sitzenden Madonna, die den Leichnam des vom Kreuze abgenommenen Christus im Schooße hält und den todten Sohn beweint. Das berühmteste dieser Bildnisse ist die Marmorgruppe der Pietà von Michel Angelo in der Peterskirche zu Rom. Erst die neueren Künstler sind von der ursprünglichen Formel (daß die sitzende Maria den Leichnam im Schooße hält) abgewichen. So hat zum Beispiel der Dresdener Bildhauer Knießel in der Friedenskirche zu Potsdam eine Marmorgruppe der Pietà geschaffen, wo die Maria neben dem vor ihr auf der Erde ausgestreckten Leichnam kniet. Die Gruppe ist wahr-scheinlicher als die alte Form; aber der innige Zusammenhang zwischen Mutter und Sohn ist gelöst, und deswegen macht das Ganze einen weniger einheitlichen und auch weniger rührenden Eindruck auf den Beschauer; der Vorgang erscheint etwas zu steif, ich möchte fast sagen: zu offiziell.

Auch Böcklin weicht in seiner Pietà von der altergebrachten Formel ab; aber gerade dadurch schafft er ein Bild von ganz ungewöhnlicher Stimmungsgewalt. Auf der kalten, weißen Marmorplatte liegt starr und bleich der Leichnam des Erlösers ausgestreckt. Die Mutter aber hat sich in rasendem Schmerz über den todten Körper des Sohnes geworfen und umklammert ihn mit beiden Händen, wie in höchster Verzweiflung. Ein dunkles Gewand umhüllt die Madonna ganz, sogar den Kopf und das Antlitz, denn der Maler wollte und konnte den höchsten Schmerz dem Beschauer nicht enthüllen. Nur die beiden Hände sind sichtbar. Der weite, dunkle Mantel der Madonna bedeckt aber zugleich auch die ganze Körpermitte des Leichnams, von der Brust bis über die Kniee, so daß die beiden Gestalten aufs Innigste miteinander verbunden sind und gleichzeitig in eine zusammenschmelzen. Zudem bildet das dunkle Gewand aber auch einen prächtigen, echt malerischen Farbgegensatz zu dem bleichen Körper und dem weißen Stein, um dessen Wais lebende Hände in rührend naiver, regelmäßiger Anordnung Rosen, die Blumen der Liebe, gelegt haben, deren leuchtende Farbe wiederum sehr wirkungsvoll mit dem Stein und dem Gewand kontrastiert. Den ganzen Vorgang aber hat der Maler in eine unendlich weite, öde und baumlose Ebene verlegt, über der ein trüber Himmel mit tiefhängenden Wolken lastet, und die in ihrer melancholischen Eintönigkeit einen unsagbar traurigen Eindruck macht und die Stimmung hoffnungslosen Schmerzes hervorruft. (Weider ist es dem Holzschnitzer auf unserer Reproduktion nicht gelungen, den Horizont, wie auf dem Original, in weite, fast unabherrschbare Ferne zu rücken, so daß der Eindruck unendlicher Oede und Verlassenheit theilweise verloren geht.) Und ganz allein liegt die Grabplatte mit dem Weiland und der Madonna auf der weiten Ebene, als ob nichts Anderes auf der Welt wäre, als ob die ganze Erde nur ein einziger Ausdruck des Schmerzes wäre.

Aber in der überlebenden, trauernden Liebe ist der Tod überwunden, seine Macht ist gebrochen. Darum öffnet der Maler über seiner Schmerzensgruppe den düsteren Himmel und aus einer hell leuchtenden Gloriole streckt ein schöner, jugendlicher Engel mit sanften Zügen seine Hand segnend und tröstend über die verzweifelnde Mutter, während links und rechts von ihm zwei reizende Gruppen kleiner Engelskinder (sogenannte „Putten“, wie man sie in der Kunstsprache nennt) mit kindlich mitleidender Trauer auf die Szene hinabsehen. Hinter und über den düsteren Wolken wohnt der göttliche Trost.

Das rein Menschliche dieses Vorganges ist vom Maler mit so einfacher, stiller Größe wiedergegeben, daß das Bild auf jeden Beschauer, welches auch seine religiösen Ansichten sein mögen, einen tiefen Eindruck machen muß. Es ist wohl ein von tiefem, religiösem Empfinden durchdrungenes Werk, aber kein Andachts- oder Heiligenbild im Sinne der Kirche oder irgend welcher Konfession. Der religiöse Vorgang ist so wiedergegeben, wie ihn der Künstler, nicht wie ihn der Priester empfindet. Das religiöse Motiv ist in rein malerische Stimmung umgesetzt. Und diese Stimmung erzielt Böcklin durch den harmonischen Fluß der Linien, an dem wir uns auch auf unserer Reproduktion erfreuen können, und durch den unendlichen Zauber seiner Farben, von dem uns allerdings der Holzschnitt keinen oder nur in der Abstufung von Licht und Schatten einen ganz schwachen Begriff zu geben vermag.

Schnitzel.

Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staaten nicht untergeht, wie sich Spanien ehedem rühmte, sondern was sie während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.